

Merkmale der Viehwirtschaft im 18. und 19. Jahrhundert – Beispiele aus Hohenlohe und angrenzenden Gebieten

(Auszüge aus: Anton Stiglmayr, Tiere und Pflanzen im alten Dorf = Kataloge und Begleitbücher des Hohenloher Freilandmuseums Nr. 5, Schwäbisch Hall-Wackershofen 1988, S. 21-42)

Obwohl der Kupferzeller Pfarrer J.F. Mayer¹ bereits Mitte des 18. Jh. die Grundlagen für die Einführung der Fruchtwechselwirtschaft in Hohenlohe geschaffen hatte, war diese für viele Bauern Jahrzehnte später noch ein Fremdwort. Mayer hatte erkannt, dass nur die Umwandlung der Allmende in Ackerland, die ganzjährige Stallhaltung des Viehs, die Düngung der Wiesen und Felder und die Bebauung der Brache mit wertvollen Futterpflanzen eine grundlegende Verbesserung der landwirtschaftlichen Situation bringen konnte.

Bei der Einführung der Fruchtwechselwirtschaft erwiesen sich nicht nur die isolierte Lage vieler Dörfer, sondern auch die konservative Gesinnung manches Landesfürsten und vieler Bauern als Hemmnis. Pfarrer Mayer beklagte, dass sich mancherorts die Herrschaft gegen die Bebauung der Brache stellte, aus dem Glauben heraus, die Beseitigung der Brache würde den Ertrag und damit auch den Zehnten mindern. In einigen Regionen, so lesen wir in der Oberamtsbeschreibung von Gaildorf aus dem Jahre 1852, stellten sich auch die Bauern gegen die Neuerungen in der Landwirtschaft. So bangten sie z. B. um ihr Recht, die herrschaftlichen Allmendeflächen durch ihr Vieh beweiden zu lassen. Dass ein Recht nicht immer etwas Positives bringt, dass ihnen die Umwandlung der Weideflächen in Ackerland mehr Nutzen bringen würde, sahen sie nicht ein. Jahrhunderte lang hatte man das Vieh auf die Allmende, in den lichten Weidewald, auf abgeerntete Stoppelfelder oder auf die verunkrauteten Brachflächen getrieben. Überall in der Gemarkung eines Dorfes befanden sich Zäune und Hecken, um das Vieh von besäten und bepflanzten Feldern fernzuhalten. Der Viehtrieb war streng geregelt. ... In der Oberamtsbeschreibung von Gaildorf wird der Viehtrieb und die damit verbundene zeitliche Regelung genauer gefasst: *„Dabei gilt als Regel. Dass vom 1. Mai bis 1. August das Rindvieh in die Waldungen und die Heiden, bis zum 24. August auf die Stoppeln und bis zum 1. November auf Wiesen kommt, welche letztere von da an bis in's Frühjahr den Schafen eingeräumt sind.“*

Die Wiesen dürften zu jener Zeit zumeist zweischürig gewesen sein, d.h. man konnte sie zweimal im Jahr mähen. Einen möglichen dritten Schnitt im Herbst gestattete vielerorts die Weideordnung nicht. Die einzige Düngung erfuhren diese Wiesen durch den Dung weidender Tiere oder – sofern sie in der Nähe von Bächen oder Flüssen lagen – durch Überschwemmungen. Mangelnde Heugewinnung führte regelmäßig zu Futterknappheit im Winter. Man sprach in diesem Zusammenhang auch von ‚Schwanzvieh‘ und meinte damit Rinder, die man im Frühjahr am Schwanz aus dem Stall zerren musste, da sie auf Grund der Abmagerung nicht mehr fähig waren, aus eigener Kraft die nächste Weide zu erreichen. ‚Unnötige Fresser‘ musste man sich daher durch Herbstschlachtung entledigen, zumal die tiefen Temperaturen im Herbst und Winter eine lange Lagerung des Fleisches gestatteten. Erst als man eine ausreichende Futterbasis geschaffen hatte und das auch im Winter, konnte man darangehen, Tiere mit hohem Schlachtgewicht zu züchten. Das Mastvieh blieb dabei fast ganzjährig im Stall. So fielen der Mist und die Gülle am Hof an und konnten zur Düngung auf die Felder ausgebracht werden.

Nach Henning entwickelte sich die Tierproduktion wie folgt²:

	1800	1815	1870/75
Schlachtgewicht je Kuh und Ochse	100 kg	160 kg	190 kg
Milchproduktion je Kuh und Jahr	600 – 700 l	900 l	1150 l
Schlachtgewicht je Schwein	40 kg	50 kg	75 kg
Wollproduktion je Schaf und Jahr	0,75 – 1 kg		2 kg

Zum Vergleich entsprechende heutige Werte: 650 kg (Bullen), 4000 l, 100 und mehr kg, 4 und mehr kg. Dennoch: Lange Zeit musste, trotz spürbarer Verbesserungen bei der Futtergewinnung, Stroh zugefüttert werden, da Gras und Heu knapp waren. Unter ‚Raufutter‘ verstand man Hafer und Stroh gemischt.

K. Schumm beschreibt die Erfolge von Pfarrer Mayers Arbeit in Hohenlohe³:

Im 18. Jh. tritt nun eine grundlegende Wendung ein. Pfarrer Mayer setzte sich für die ‚Anblümelung‘ der Brache mit rotem Klee, Esparsette und Luzerne ein. Er setzte sich auch für die Stallhaltung der Tiere ein. In Hohenlohe entwickelte sich so die Mastochsenhaltung. Die Tiere wurden von Händlern aufgekauft. Die Ochsen kamen nach Straßburg und Paris, nach Frankfurt, Heidelberg, Worms, Speyer und Mainz. Jährlich sollen zwischen 10.000 und 15.000 Stück aus dem Hohenloheschen weggetrieben worden sein.

...

Das Treiben von Ochsenherden über weite Strecken war bis dato nichts Unbekanntes. Von 1350 bis 1750 wurden große Ochsenherden von Ungarn aus in große deutsche Reichsstädte (u.a. Nürnberg und Regensburg) getrieben. Dort wurden die Tiere geschlachtet. Ein Ochsentrieb von Budapest bis nach Mainz und Bingen dauerte in jenen Tagen drei Monate. Das entspricht einer Tageleistung von 15 bis 20 km. Begleitet wurden die Herden von berittenen Treibern, die zumeist dem Volksstamm der Heiduken angehörten. Für 20 bis 25 Ochsen rechnete man einen Treiber. Die Bauern entlang der Triebwege wurden entweder arm (die Herden verwüsteten die Felder) oder reich (die Bauern boten Speisen für die Treiber und Futter für die Tiere feil). Die Ochsen trugen lange, geschwungene Hörner. Das Horn war ein wichtiger Rohstoff; es war das ‚Plastik des Mittelalters‘. Aus ihm wurden u.a. Pulverhörner, Messschalen, (Laus-)Kämme, Bestecke, Hornbrillen gefertigt. Die Tagesleistung eines berittenen Kaufmanns mit Gefolge und Gepäck lag zwischen 30 und 45 km, Pferde als Zug- und Reittiere vorausgesetzt. Die Tagesleistung eines von Ochsen gezogenen Wagens lag deutlich darunter. Zu jener Zeit nennen sich zahlreiche Gasthöfe in Hohenlohe um. Allerorts trifft nun der Reisende auf Gasthöfe, die sich ‚Ochsen‘, ‚Zum weißen Ochsen‘, ‚Zum roten Ochsen‘ oder ‚Zum goldenen Ochsen‘ nennen. Der Ochse als Symbol für Reichtum und Wohlstand sollte den Wirten ebenfalls Glück bringen. Gleichzeitig dürfte in dieser häufigen Umbenennung eine erste Form der Werbung zu sehen sein: Man wollte wohl die Knechte, die die Ochsenherden auf ihrem Weg ins Ausland begleiteten, aufmuntern, Rast zu machen und im ‚Ochsen‘ einzukehren.

Im Verlauf des 19. Jh. vollzog sich jedoch eine Wandlung in der Viehmastung: Der Ochse verschwand zusehends. In der Oberamtsbeschreibung von Künzelsau aus dem Jahre 1884 lesen wir: *Das Jungvieh, das in den Thalorten nachgezogen wird, wird gewöhnlich von den größeren Grundbesitzern und Gutspächtern gekauft und gemästet. Zur Mastung werden weniger Ochsen als vielmehr Jungvieh, Kalbeln und Stiere eingestellt.* Moderne Transportmittel und Schlachthöfe machten zusehends den gutmütigen Mastochsen, der ‚sich selbst transportiert‘, überflüssig. Auch erkannten viele Bauern, dass sie zu besseren und schnelleren Mastergebnissen kamen, wenn sie die Tiere ganzjährig im Stall beließen und nicht zum Zug verwendeten. So kam es verstärkt zum Einstellen von Stieren.

Als Rassen werden in der genannten Oberamtsbeschreibung angeführt: Neckar-, Haller, Simmenthaler und Rothenburger Schlag, daneben auch Limpurger, Leinthaler und Neuburger Schlag. Weckherlin, ein Kenner Hohenloher Verhältnisse, bringt 1839 Ordnung in die Rassenvielfalt⁴: Er unterteilt die hiesige Landviehrasse in vier Schläge (‚Kochervieh, Oberländer Vieh, Haller, Rothenburger Vieh‘). ... Er beschreibt auch die beiden wichtigsten davon: *‚Das hallische Vieh. Als solches bezeichnet man einen besonders für Mastung gut, breit und untersetzt gebauten Landschlag, mit leichtem Gehörn, von gewöhnlicher braunrother Farbe mit Blasse, dessen Ochsen ein ansehnliches Gewicht erreichen, als Mastvieh vorzugsweise geschätzt sind, bei gleicher Menge von Futter schneller als andere fett werden, ein zartfasriges Fleisch und eine derbe schwere Haut liefern. ... Unter dem Limpurger Schlag begreift man einen dem gewöhnlichen ganz verwandten, nur in der Farbe verschiedenen Landschlag. Er ist meist gelb und falb, und vorzugsweise in den Gegenden von Gaildorf (ehemalige Limpurg'sche Herrschaft), Gmünd und Aalen zu Hause.‘*

Weckherlin beschreibt jedoch nicht nur die Hohenloher Verhältnisse, er setzt sich auch sehr kritisch mit der Tierzucht auseinander. Er führt an, dass die Züchtung noch keine großen Fortschritte gemacht hat. ... Interessant ist der von ihm aufgezeigte Zusammenhang zwischen Zugochse und Milchkuh. Die Verwendung der Ochsen zum Zuge verzögert nur deren Ausmästung. Vernünftiger sei es Kühe zum Zuge zu verwenden. ... Der Grund für die Ablehnung der Kühe als Zugtiere durch die wohlhabenden Bauern wahr sehr einfach: Seit langer Zeit gebrauchte das ‚arme Volk‘ Kühe zum Zuge. Die Schande, keine Zugochsen zu besitzen, konnten jedoch viele Landwirte umgehen. Anstatt sich ‚Arme-Leute-Zugvieh‘ anzuschaffen, erwarben sie Pferde.

Mit der Gründung von Käsereien und Molkereien nahm die Zahl der Milchkühe im Lande rapide zu. Hatten bisher nur Bauern in Stadtnähe Milch an Bürgerhäuser verkauft, lohnte es sich bald auch für abgelegene Bauern, Milch anzuliefern. Das Milchgeld wurde langsam aber sicher zu einer wichtigen Einnahmequelle. 1805 wurde die erste Käserei in Württemberg gegründet (Fellbach), einige Zeit später wird eine weitere in Ilshofen bei Schwäbisch Hall errichtet. Diese Entwicklung machte sich auch im Bild der Gemarkung eines Dorfes bemerkbar: Der Grünlandanteil bzw. der mit Futterpflanzen bebaute Feldanteil nahm zu. Aus den Angaben von Weckherlin lässt sich auch die jährliche Milchleistung einer Kuh anno 1839 ausrechnen. Er lag zwischen 1200 und 1400 Litern. Die Widerristhöhe der Rinder betrug in jenen Tagen durchschnittlich 97 cm. Heute sind es oftmals 130 und mehr cm. ...

Die Entwicklung der Landwirtschaft war auf das Engste mit dem Einsatz von Zugtieren verbunden. Der Hakenpflug, der nur eine Furche in den Boden riss, war bis zum 14. Jh. in den meisten deutschen Gegenden durch den Beetpflug ersetzt worden. Dieser hatte ein Streichbrett (-blech), das das Wenden der Scholle bewirkte. ... Musste man sich viele Jahrhunderte mit einer Pflugtiefe von 10 cm und weniger begnügen, so konnte mit dem Einsatz von kräftigen Zugtieren der Boden bis auf 25 cm gewendet werden. Damit war man bei der Unkrautbekämpfung einen gewaltigen Schritt vorwärts gekommen. Neben dem Pflug war die Egge das wichtigste Arbeitsgerät des Bauern. Bis zum 18. Jh. diente die Egge nur zur Saatbettbereitung, dann erkannte man auch ihren Wert bei der Unkrautbekämpfung und bei der Regulierung der Bodenfeuchtigkeit. Der Einsatz der Egge konnte jedoch erst mit Hilfen von schnellen Zugtieren optimiert werden.

Der Ochse erbrachte zweifellos eine hohe Zugleistung. Bei guten Bodenverhältnissen gingen zwei Ochsen nebeneinander vor dem Pflug. Unter schwierigen Verhältnissen spannte man die beiden Tiere auch gern hintereinander. Beide Ochsen gingen dann in der gleichen Furche. Ihre Hufe griffen so in den festeren Untergrund der Pflugsohle. Reichte die Zugleistung der Ochsen nicht aus, spannte man zwei weitere Tiere vor, Ochsen, sofern man sie besaß, oder Kühe, manchmal sogar Pferde. Ärmere Bauern benutzten ihre Kühe als Zugtiere, was sich natürlich negativ auf die Milchleistung auswirkte. Dies störte den Bauern aber erst dann, als die Milch zum wertvollen Handelsgut wurde. Angespante Kühe gehörten noch vor wenigen Jahrzehnten zum alltäglichen Bild eines Dorfes. Bekannt ist der abschätzigste Begriff ‚Kuhbäuerle‘.

...

Mit der Zeit zeigte sich, dass die schnellere Gangart das Pferd besonders wertvoll für die Landarbeit machte. Gerade beim Eggen erwies sich der flotte Gang als von Vorteil. Die Erdbrocken wurden besser zerkleinert, das Unkraut vollständiger ausgerissen. ... Das höhere Arbeitstempo führte natürlich auch zu einer Zeitersparnis. Das ‚Tagwerk‘ als Maß für die Fläche, die ein Bauer in einem Tag bearbeiten konnte, verlor seine Bedeutung. Die Größe der Höfe wurde zusehends in Hektar bemessen. ... Die Anzahl der Pferde im Stall war auch ein Maß für den Wohlstand des Bauern und für seine Stellung innerhalb der Dorfgemeinschaft.

Bei einer Art von Arbeit zog das Pferd jedoch eindeutig den Kürzeren: *„Von den entlegeneren Filialen wurde der Todte mit Ochsen auf den Gottesacker geführt. Pferde soll man nie an einen Todtenwagen spannen“* (Oberamtsbeschreibung Gaildorf). Man hatte wohl Angst, die wertvollen Tiere könnten verhext werden.

¹ Vgl. das Mayersche Lehrbuch der Landwirtschaft (T 1).

² Henning, F.W., Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Deutschland, Bd 1: 900 - 1750, Bd 2: 1750-1976, Paderborn 1978.

³ Schumm, K., Pfarrer Johann Friedrich Mayer und die hohenlohische Landwirtschaft im 18. Jahrhundert, in: Jahrbuch des Histor. Vereins für Württembergisch Franken 1955, S. 138-167.

⁴ Weckherlin, A. von, Die Rindviehzucht Württembergs, Stuttgart und Tübingen 1839.